

# Arbeiten im Paradies

Die Lüneburgerin Lena Köpsell leistet ein Jahr lang Freiwilligendienst in der Dominikanischen Republik

Ein Jahr lang lebt die Lüneburgerin Lena Köpsell in der Dominikanischen Republik. Dort leistet die Abiturientin des Gymnasiums Oedeme einen entwicklungspolitischen Freiwilligendienst. Für die LZ berichtet sie über ihre Arbeit in der Karibik.

Es riecht nach Benzin, und es ist laut. Die Schälmaschine keucht und spuckt rote Schalen auf der einen Seite und blasse Bohnen auf der anderen aus. Es ist Erntezeit. Seit Oktober schlagen Johanna und ich uns durch die Büsche, um die prallen Kaffeekirschen zu pflücken. Wir arbeiten für die Kaffeefinca „Spirit Mountain“.

140 Hektar Kaffeesträucher, Kiefern, Bananenpflanzen, Orangen- und Limonenbäume, Flüsse, ein Wasserfall. Ein Paradies. Kein Wunder, dass sich hier so viele Vögel wohlfühlen. Wer genau hinsieht, entdeckt sie überall. Spechte hämmern, irgendwo schreit ein Kuckuck, Kolibris schwirren von Blüte zu Blüte. Mittlerweile können Johanna und ich sie sogar bestimmen – dank monatelanger Recherche für den „Birding-Trail“, also einen Vogel-Pfad. Wir entwerfen Informationsschilder, kartieren das Gebiet und arbeiten an der Internetpräsenz. Im Klartext: Wir helfen bei der Verwandlung in ein Reiseziel für Touristen. Nicht für die Pauschalurlauber, die es normalerweise an die dominikanischen Strände zieht. Sondern



„Mama Maria“ schält eine Grapfruit. Sie hat zehn Kinder und kocht „viel zu gut“.



Auf dem Areal der Finca „Spirit Mountain“ lernt Lena Köpsell jede Menge Vögel kennen. Die 20-jährige Lüneburgerin arbeitet mit bei der Erstellung eines Birding-Trails für Touristen.

für Abenteuer und Naturliebhaber, die in Zelten schlafen, stundenlang am Lagerfeuer sitzen, Mountainbike fahren oder eben Vögel beobachten wollen. Grundgedanke dabei ist, die Bevölkerung in den Tourismus einzubeziehen, damit sie ihre Waren und Dienstleistungen den Besuchern direkt anbieten können. Im Fall der Kaffeefinca sind es zum Beispiel Touristenführer, die Kaffee- oder Vogeltouren leiten oder Frauen aus der nahen Gemeinde, die für die Besucher kochen. Es soll ein sanfter Tourismus entstehen, anders als bei den All-Inclusive-Resorts an den Küsten, die meist in ausländischer Hand sind.

Johanna und ich verbringen viel Zeit auf der Kaffeepflanzung. Dort wohnen wir in einer Holzhütte ohne Strom und Komfort, dafür mit einer atemraubenden Aussicht auf die Berge. Manchmal helfen wir bei der Farmarbeit, planen neue Erlebnispfade oder betreuen Besuchergruppen. Noch sind es nicht sehr viele. Meistens Studenten oder Schüler, die etwas über Kaffee, Forstwirtschaft oder Vögel erfahren wollen. Ab und zu kommen „Workteams“ auf die Plan-

tage – Gruppen aus Kirchengemeinden oder Schüler, die auf der Finca campen und arbeiten. So entstand das Camp Spirit Discovery, eine hochgelegene Lichtung, ausgestattet mit Küche, Freiluftdusche, Plumpsklos und Feuerstelle. Das Beste ist aber die Schaukel. Darauf fühlt man sich, als würde man direkt in den Wald fliegen.

Die Tage, die wir nicht auf der Finca verbringen, sind wir im 30 Kilometer entfernten Jarabacoa, einer kleinen Stadt in den Bergen. Zum Arbeiten gehen Johanna und ich jeden Morgen in die Doulos Discovery School. Diese Schule ist etwas Besonderes. Zum einen ist sie bilingual, mehr als die Hälfte der Lehrer kommen aus Amerika. Hauptsächlich wird auf Englisch unterrichtet. Außerdem lernen hier Kinder aus wohlhabenden Familien mit eher armen Kindern zusammen, denen es durch Spenden ermöglicht wird, die Schule zu besuchen. Sie wird von Chadley und Krista Wallace geleitet. Die beiden sind vor 16 Jahren aus den USA in die Dominikanische Republik gekommen, haben erst die Schule eröffnet, ein

paar Jahre später die Kaffeefinca Spirit Mountain gekauft. Der Kaffee wird in den USA vertrieben, der Erlös fließt direkt in die Arbeit an der Schule. Wir helfen in der Schule bei der Betreuung und beim Kochen, haben im Unterricht auch schon mal die deutsche Kultur vorgestellt.

In Jarabacoa leben wir bei Maria. Sie ist 75 Jahre alt, kocht viel zu gut und hat zehn Kinder. Zwei von ihnen leben mit ihren Familien mit im Haus. Langweilig oder still ist es da nie. Generell ist es in diesem Land

## „Ich träume von Schwarzbrot“

nie still. Aus jedem Haus tönt bis spät in die Nacht Musik. Bachata, Salsa oder Merengue. Wenn es etwas gibt, das alle Dominikaner gerne tun, ist es Tanzen. Immer und überall. Ich glaube, es ist schon anatomisch gar nicht möglich, dass ich jemals so mit dem Po wackeln werde wie sie.

Unsere Gastfamilie ist großartig. Wir werden zu jedem Geburtstag mitgenommen, überall mit dem Motorrad hingefahren und wenn es ein Problem gibt,



Hinein ins Vergnügen: Das Foto entstand bei einem Ausflug mit Schülern der Doulos Discovery School zum nahen Fluss.

hilft die ganze Familie bei der Lösung. An meinem platten Fahrradreifen haben gleich zwei Söhne und ein Enkel stundenlang herumgeflickt, bis am Ende dann doch einer losgefahren ist, um mir einen neuen zu kaufen.

Die Dominikaner sind nicht nur hilfsbereit, sondern auch sehr gastfreundlich. Einmal sind wir mit einem Arbeitskollegen zu umliegenden Fincas gefahren, um Fische in Teiche zu setzen. Es hat in Strömen geregnet, völlig aufgeweicht erreichten wir die Finca von Don José. Seine Frau steckte uns in trockene T-Shirts, drückte uns eine Tasse dampfenden Kaffee in die Hand und fragte, ob wir hungrig seien. „Ein kleines bisschen vielleicht“, antwortete ich und weg war sie. Ich war in die Falle getappt – eine Stunde rotierte sie in der Küche, um uns ausgiebig zu verpflegen.

Essen – für die Dominikaner ebenso wichtig wie Tanzen und Rum trinken. Das Nationalgericht „la bandera“ (übersetzt: Die Flagge) ist Reis mit Bohnen. Das gibt es fast jeden Tag. Dazu manchmal Hühnchen. Ansonsten wird viel mit Kochbananen, Kartoffeln oder Maniok ge-

kocht. Ich mag das Essen, aber manchmal träume ich nachts von Schwarzbrot und Käse.

Wenn ich eines in diesem Jahr bereits gelernt habe, ist es die Tatsache, dass man sich leider an alles gewöhnt – seien es die Kakerlaken, mit denen ich mir das Haus teile, die dreibeinigen abgemagerten Hunde auf den Straßen oder die Schuhputzungen, die durch die Straßen streifen. Dieses Land ist arm. Die meisten Menschen haben nur unregelmäßig Geld zur Verfügung. Viele haben Bauchläden, verkaufen an roten Ampeln Handykarten oder Wasser, wischen Autoscheiben.

Manche Situationen sind für mich aber immer noch unbegreiflich. Als ich einen befreundeten Arzt bei der Nachtschicht besuchte, erlebte ich, wie eine Frau behandelt wurde, die sich den Knöchel gebrochen hatte. Zur Weiterbehandlung fehlte das Röntgengerät, ins Krankenhaus im Nachbarort konnte man sie nicht bringen. Ein Krankenwagen war zwar vorhanden, aber kein Geld für Benzin. Es ist eben doch ein Entwicklungsland, das Paradies, das ich hier gefunden habe.